

Illustriertes Unterhaltungs Blatt

Gratisbeilage zur „Geissenheimer Zeitung“.

Auf der Flucht.

(Fortsetzung).

Roman von Otto Hoeder.

(Nachdruck verboten).

Dann fand er sich plötzlich im Salon wieder; er sah an einer reich besetzten Tafel inmitten zahlreicher gepudter, aufgeräumt plaudernder Menschen. Wie glücklich und zufrieden die meisten unter ihnen, der joviale Rotbart, der gegen den Wunsch und Willen seiner bleich und angegriffen ihm zur Seite sitzenden Gattin hatte Sekt auffahren lassen.

Er trank ihm zu. „Solch eine Meerfahrt muß begossen werden, was? ... Doch deutscher Landsmann, he?“ rief er ihm fortdial zu. „Trinken Sie ein Glas mit — auf gute Bekanntschaft unterwegs!“

Ah, der Wein tat gut, das pridelnde Getränk ersäufte den Seelenbrand, es war ein Schlaftrunk für das mahnende dumme Gewissen, für dieses immer noch so angstvoll pochende Herz.

Da brachte der Steward schon eine neue Flasche. Fahrt hin, ihr Sorgen — trinken

und vergessen ... ein prächtiger Kamerad dazu, dieser joviale Berliner, zu dem die daneben sitzende Frau mit dem vergämten Bügen und der ewigen Mahnung im Blicke schlecht genug taugte. Ja, der hatte gut lachen, mochte ein wohlhabender Mann sein, jedenfalls aber besaß er Frieden im Gewissen und legte sich nachher sorglos zum Schlummer nieder.

Nur nicht allein sein müssen, das war es, wovor ihm graute — nicht in der engen Kabine allein sein müssen mit dem Schemen, der ihn schon im hellen Sonnenscheine als spukhafter

Weggenosse begleitet hatte! — „Noch ein Glas, noch eine Flasche — immer mehr her von diesem Göttertrank!“

Die beiden Männer merkten es kaum, daß sie längst schon allein im weiten Saale saßen, und erst als der Steward mahnend mit dem Bemerkten an sie herantrat, es sei elf Uhr vorüber, und da müßten alle Lichter unter Deck gelöscht sein, vermochten sie es über sich zu gewinnen, von der sorgenbrechenden Flasche zu lassen. — —

Totenstille im Schiff, nur die gewaltigen Maschinen stöhnten

und schnaubten, und von draußen her schlugen die Wellen mit monotonem Geplätscher an die Schiffs-

wand. In der Kabine des Flüchtlings liegt einer, wälzt sich umher, weint und schluchzt. Zur Abwehr streckt er die Hände; Schaum auf den Lippen, die Augen weit aufgerissen taumelt er vom

Lager, schwankt

aber, der Schiffsbewegungen in der hochgehenden See ungewohnt, sofort wieder nach der Ruhestatt zurück. Der tote ist wieder da — dort hockt er in der Ecke, starrt und grinst und droht. Und alle Nächte wird er wiederkommen, ein langes, elendes Menschenleben hindurch — elendes Leben! Wer den Mut hätte, es von sich zu werfen, verpfuscht wie es ist und bleiben muß, was kann es noch zu bieten haben? Und doch — und doch! Er hängt mit allen Fasern an ihm, er will leben, nun gerade — schon um jener dunklen Ahnung willen.



Deutsche Militärmusik in Lodz.

die sich in seinem Seelen Grunde regt und von jenseitiger Vergeltung unheilvoll zu raunen weiß.

Wie die Bogen brandend gegen das Schiff peitschen, wie dieses von Minute zu Minute immer schwankender in seinen Bewegungen wird! Dazwischen bläst die Sturmesbraut ihre unheil kündenden Fanfaren — der Riesenlasten stöhnt und ächzt und tanzt vor den Wellen.

Durch die runden Fensterlücken graut endlich fahl der erste Tagesdämmer, ungewiß und zitternd. Welle auf Welle pocht wider das dicke Glas, und durch die Fugen drängt sich die salzige Flut und sprüht über den Einsamen hin. Die Sirene heult unaufhörlich, die schweren Ketten klirren, und chaotisches Getöse geht durch alle Teile des mächtigen Schiffes.

Wohl ist der französische Hafen in Sicht, aber die Einfahrt ist nun doppelt gefährlich.

Da schlägt es plötzlich gegen die Tür — zwei-, dreimal pocht eine Faust gegen die Türfüllung. Als der übernachtete Mann entsezt in die Höhe fährt, da tönt es ihm entgegen: „Aufgemacht — sofort aufgemacht!“ . . . Er kann nicht antworten, die Zunge klebt ihm am Gaumen, der Schweiß perlt ihm in Strömen über das Gesicht und beißt ihm die Augen.

„Aufgemacht, sofort!“ heißt es wieder. Da eilt er zu öffnen. Aber es waren keine Schergen, sondern nur ein Maschinist, der die schweren eisernen Schutzdeckel hinter die Fensterlücken schrauben muß, damit bei deren Zertrümmerung durch das immer höher gehende Element sich nicht gewaltige Sturzseen in das Schiffsinne ergießen können.

Längst ist der Mann nach schnell verrichteter Sanierung wieder weitergegangen, aber der Flüchtling lauert noch immer auf dem Divan und preßt die Hände gegen das bis zum Zerbersten pochende Herz.

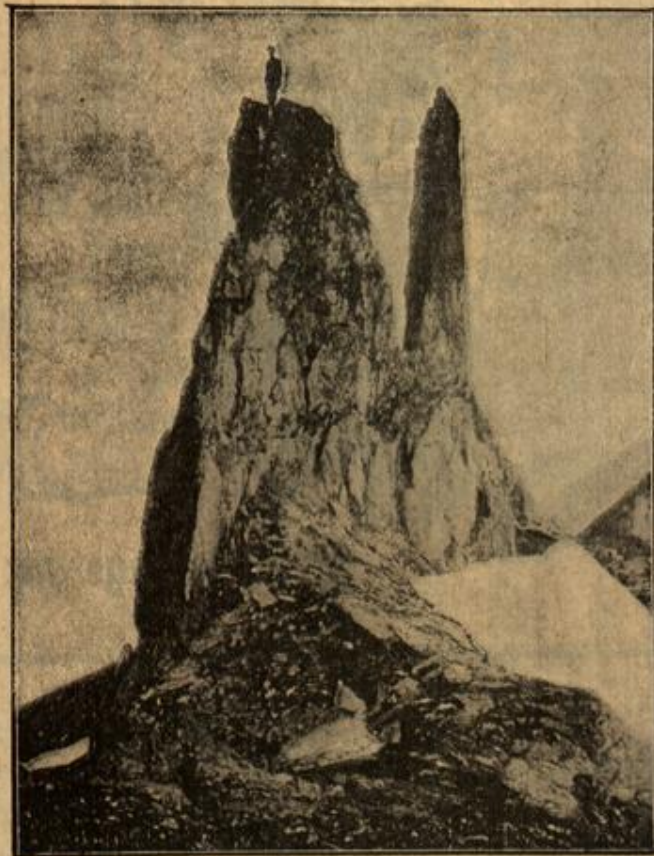
Ach, wie soll er dieses Leben weiterführen, es ist noch keine zwei Tage alt, und vor ihm liegt noch so viel — er ist ja noch so jung, kaum dem Jünglingsalter entwachsen! Und doch schon mit allem fertig, mit allem — ah! Er kann diesem Höllendasein kein Ende machen und doch kann er es ebensowenig weiter schleppen! Was soll erst später werden? Er schlägt beide Hände vor das Gesicht und schluchzt wild auf wie ein nach der Mutter jammerndes Kind. Einen Augenblick lang denkt er ans Beten, und von den zitternden Lippen ringt sich das Vater unser los, aber dann hält er verstört wieder inne, denn eitel Lasterung ist es, was seinem Munde entströmt — zwischen dem Himmel und ihm ist das Taseltuch zerschnitten, dort oben wohnt ihm kein milder Vater, höchstens ein strenger Richter.

Mühsam kleidet er sich an und schleppt sich an Deck.

Die Furcht beherrscht ihn, sein verstörtes Wesen müßte auffallen. Er hat indes umsonst gesorgt, denn die Mehrzahl der Passagiere wankt genau so erdfahl umher wie er selbst und klammert sich gleich ihm krampfhaft an die Schutzgelenke und Brüstungen des stampfenden und schlingernden Schiffes. Die

flattern, wie sie sich in des Sturmes Arme werfen und aus diesen wieder herunterschleßen, wie sie über die schäumenden Bogenlämme turnen und auf den Schaumkrönen sich wiegen!

Die Blickfeuer von der Küste Frankreichs blitzen auf. Ein



Ein schweizerischer Offiziersposten auf einem natürlichen Aussichtsturm im Hochgebirge.

Kleiner Küstendampfer kämpft sich durch die rasenden Bogen und kommt näher, immer näher. Nun läßt er die Sirene einmal aufheulen, und in drei kurzen Absätzen gibt das Nebelhörn des Ozeanriesen ihm Antwort.

„Was für ein Dampfer?“ magt der Flüchtling sich an einen neben ihm stehenden Schiffsoffizier zu wenden.

Höflich gibt ihm dieser Bescheid. „Es ist ein Küstendampfer unserer Linie und bringt neue Passagiere an Bord, der rollenden See halber müssen wir in der äußeren Bai bleiben und können nicht in den Hafen einfahren.“

Diese alberne Gespensterlehre! Da hat er richtig schon wieder geglaubt, es sei ein Regierungsdampfer, der die gefürchteten Spürhunde an Bord bringt!

Wie er sich umwendet, stößt er auf seinen Bechgenossen vom verwichenen Abend. Der beobachtet ebenfalls die Annäherung des auf den Wellen tanzenden Dampfers mit gespanntester Aufmerksamkeit; jeder Muskel in seinem Gesicht ist gestrafft, die Augen blitzen mit raubtierähnlichem Ausdruck, da ist von der am Vorabend so geflissentlich zur Schau getragenen Gemütslichkeit nichts mehr zu bemerken. Dem anderen ist es, als ob er das leibhaftige böse Gewissen vor sich sehen sähe, und wie ihm nun der Bechsumpan ein gezwungenes Scherzwort zur Begrüßung hinwirft, da wendet er sich mit einer Gebärde des Widerwillens. Er hat sich immer geekelt vor den Geseßlosen, es nicht verstehen können, wie einer im Schlamm der Gemeinheit versinken konnte. Und nun war er selbst zu einem Vogelfreien geworden!

Der Rothbart hat die Antwort gar nicht abgewartet, sondern sich gleichfalls abgewendet, und nun steht er schon wieder und starrt und schaut.

Aufregende Minuten verstreichen, mit zäher Beharrlichkeit



Gesprenkter Wasserturm in Nowo-Rado'msk.

Frohlaune vom verwichenen Abfahrtsabend liegt im Meer verfunken, und das flatternde, zerrissene Gewölke am Himmelsbogen oben, blutrot im Strahl der aufgehenden Sonne, deutet auf Sturm. Sei, wie die Möwen kreischend den Dampfer um-

kämpft sich das kleine Schiff immer näher an den Ozeanriesen heran, und endlich legte es an. Der Flüchtling hat sich einer Gruppe von Schiffsoffizieren angeschlossen, die des Augenblickes gewärtig stehen, in welchem die Stegverbindung zwischen den beiden Schiffen hergestellt sein wird.

„Alle Wetter, Kapitän,“ hört er plötzlich den Doktor sagen, „wir bekommen die Obrigkeit an Bord. Dort stehen Gafengendarmen, und da macht sich auch ein Polizeikommissar im vollen Schmuck seiner trifoloren Schärpe breit.“

„Na, das wird wieder eine schöne Schererei setzen,“ brummte der rauhe Seebär zurück, „welchem Galunken mögen sie da wieder den Wind abgenommen haben?“

Der vermeintliche Rathgens aus Köln kann seine so lange zur Schau getragene Selbstbeherrschung nicht mehr aufrecht erhalten; er steht mit schlotternden Gliedern, und seine Zähne schlagen hörbar aufeinander. Nun kommt die Entlarvung, sie ist unausbleiblich — und er ist verloren, nimmt er sich nicht mit eiserner Stirn zusammen.

Nun sind die Beamten an Bord. Der Kommissar begrüßt den Kapitän, sie sprechen miteinander, der Kapitän sieht sich wie suchend um und zuckt dann mit den Schultern.

Und nun kommen die Verfolger auch schon direkt auf ihn zu.

Aber was ist das? Der Kommissar faßt ihn wohl ins Auge und schaut ihn scharf an, aber er geht weiter, ein Name wird ausgerufen, den der Bitternde in seiner Erregung zu verstehen unfähig ist. Und dann sieht er seinen jovialen Gesellschaftler vom Vorabend plötzlich von den Häkern umringt, ein immer lauter werdender Wortwechsel hebt an, zwischen den streitenden Männern erscheint schattengleich eine bleiche, abgehärmte Frau, sie ringt jammernd die Hände, bittet und beschwört — umsonst. Die Gendarmen springen vor, ein kurzes, erbittertes Ringen entsteht, und dann ist der sich verzweifelt Widersetzende auch schon überwältigt, und stählern erklimmen die Fesseln an seinen Handgelenken. Durch die schnell gebildete Gasse neugierig und bestürzt gaffender Passagiere geht es mit dem Gefangenen und seiner weinend ihn begleitenden Frau nach dem Rüstendampfer hinüber.

Der Flüchtling steht noch immer wie angewurzelt, gafft und starrt, das Herz schlägt ihm bis zum Halspringen. Noch kann er es nicht fassen, daß die wilde Jagd nicht ihm selbst gegolten hat, ihm ist es immer noch, als spürte er die würgende Schicksalsfaust an der eigenen Kehle.

„Voll Dampf voraus!“ Von der Kommandobrücke erschallt das elektrische Klingelsignal, ein Bittern geht durchs ganze Schiff, wie die Propellerschraube sich wieder durch die Flut zu winden beginnt, und weiter geht es hinaus in die Wüste des Ozeans.

Neben den am Bordrand lehrenden und immer noch keines klaren Gedankens fähigen Flüchtling ist der Schiffsarzt getreten. „Na, nun sagen wir dem Festland auf zehn Tage etwa lebewohl,“ meint er jovial, „das heißt, wenn das Wetter gut bleibt. Fahren Sie zum ersten Male hinüber?“

Der Gefragte lacht über das ganze Gesicht; es ist ihm plötzlich so wunderbar leicht zu Rute, so felig, als ob er nur die Schwingen auszubreiten brauchte, um über das Weltmeer gleich den Sturmschwalben hinter dem Kiel des Dampfers herfliegen zu können; das haben die harmlosen Worte des freundlichen Arztes bewirkt . . . mindestens zehn Tage, vielleicht aber auch zwei Wochen oder noch länger versinkt die Welt, seine Macht der Erde kann ihn einholen oder gar ihn verfolgen! Diese köstliche Frist gehört ihm, von keiner Gefahr bedroht, kann er so frei und friedlich atmen wie andere Menschen . . . Freilich, diese Schutzfrist wird vorübergehen, das Weltmeer wird ihm den Gottesfrieden kündigen, vielleicht zur Stunde schon trug der Kabeldraht die Kunde von seiner schrecklichen Tat voraus nach dem neuen Lande. Aber mochte er doch; er wollte sich's nicht kümmern lassen. Der heutige Tag gehörte ihm und morgen und übermorgen, und bis zur Landung verstrich eine lange Zeit, denn die Wolken dort über der fernen Küste Südostenglands schienen Sturm zu künden. O seliger Gedanke, aller zeitlichen Verantwortung entbunden und in sturmumbrauster Nacht hineingeworfen zu werden in des Meeres Unendlichkeit, hinaufgetragen vom Ramm der sich türmenden Woge, hinuntergezogen von dem nächsten Wogenprall!

Und wie er das dachte, mußte er plötzlich übermütig lachen, und dann plauderte er mit dem ahnungslosen Doktor. Aber er wußte kaum, vorüber sie sprachen und was er selbst sagte. Durchs Ohr summt ihm eine vergnügliche Melodie: Heut ist heut! und morgen war so fern, und es lagen viele Tage der Sicherheit vor ihm — Feierstunden, welche ihm auch der düstere

Schatten nicht rauben sollte, der vielleicht zur Nacht sich wieder in seiner Kabine als unerwünschter Bettgenosse einstellte. —

Eine Stunde später ist die Stimmung bei ihm schon wieder umgeschlagen, wie oben in den Lüften der Wind gewechselt hat; er treibt die letzten Wolken dem Lande zu, bis schließlich nur noch ein wunderbarer Blauhimmel sich in der ruhiger gewordenen See spiegelt. Die Passagiere rufen sich zu: „Gut Wetter in Sicht!“ Mit solcher Prophezeiung werden heute die meisten der Unterwegsbekanntschaften angeknüpft. Die Schiffsoffiziere sollen häufig Red' und Antwort stehen, die müssen's ja wissen, ob das Wetter hält; allein sie antworten gewundener, als die Fragsteller erwarteten, orakeln von Wetterunbeständigkeit zumal in solcher Jahreszeit, philosophieren über die Zweckmäßigkeit, den Augenblick zu nützen, also das schöne Wetter zu genießen, solange es da ist . . . Heut ist heut! — da klingt es wieder an des Flüchtlings Ohr, was er sich selbst zum Trost schon vieltausendmal vorgefagt hat. Aber die Sorglosigkeit ist doch dahin, die Wetterkundigen rechnen bereits mit dem Morgen — und nun ist es dem sich von den übrigen Passagieren zurückgezogen Haltenden wie einem Schwerkranken vor einer entscheidenden Operation auf Leben und Tod zu Rute; die Ärzte halten die Möglichkeit des Gelingens nicht für ausgeschlossen, aber er selbst weiß es, daß er sterben muß.

Nach und nach ist das große Hauptthema sämtlicher Gespräche erledigt; auch über die Verhaftung des Bankdefraudanten verlautet nichts mehr. Der Decksteward ist ein geplagter Mann, ein jeglicher will einen der zusammenklappbaren Ruhestühle mieten und auf dem Verdeck befestigt haben; das ist so amüsan, sich träumend auszustrecken und den Blick über das Schiffsgeländer nach dem fernen Küstensaum hinüberschweifen zu lassen. Bald tritt alles zurück, und die Schiffswand scheint bis mitten hinein in den Himmel zu ragen. An den beschaulich Ruhenden vorüber schießen in auffälliger Eile die Erfahrenen unter den Reisenden; unaufhörlich pendeln sie auf dem Promenadendeck hin und her und durchmessen dessen ganze Länge mit einer Geschwindigkeit, welche der Schiffsbewegung nur wenig nachgibt, unausgesetzte Bewegung ist ihr Vorbeugungsmittel gegen die Seekrankheit, deren Lücke schon einige unter den weiblichen Mitpassagieren zum Opfer gefallen sind.

Herr „Rathgens“ hat den schmalen Steg überschritten, welcher zum Hinterdeck führt, wo die ungefügen Ventilatoren ihre grellroten Oeffnungen herausfordernd zeigen, die beiden Masten sich erheben und die dicken Rollen geteilter Schiffstaue liegen. Auf einer der letzteren hat er sich niedergelassen und starrt mit über den Knien gefalteten Händen auf die breite Gischtfurche nieder, welche die wirbelnde Schiffsschraube endlos weit hinter sich zurückläßt; dann wieder beobachtet er gedankenlos das Auf und Nieder der Möwen, deren schneeiges Gefieder im Sonnenstrahl glänzte. Er hat früher einmal von diesen Vögeln gelesen, daß niemand weiß, wo sie eigentlich nisten, auch wo sie ausruhen von ihrem Meeresfluge, kann keiner sagen; nimmer lassen sie sich auf den Masten der Schiffe nieder, überholen die schnellsten Dampfer, kreuzen deren Bug, wirbeln auf und nieder, ewig ruhelos wie eine verdammte Seele . . . oder wie das beunruhigende Gewissen in eines Sünders Brust.

Der Einsame zog ein Stizzenbuch aus der Tasche; dieses malerische Durcheinander der schrill schreienden Vögel, deren wie unmöglich erscheinende, alle Gesetze der Schwerkraft anscheinend aufhebende Flugbewegungen reizten seinen künstlerisch geschärften Blick; kaum wissend, was er tat, griff er zum Stift, und in flüchtigen Strichen bannte er das wallende, wogende Meer, den braulenden, durcheinander quirlenden Schaumstreifen der Schraube und in charakteristischer Weise auch die Flugbewegungen der Möwen auf das Papier.

So vertieft war er in seine Beschäftigung, daß er ganz den leichtfüßigen Schritt der jungen, schlanken Mädchengestalt überhört; ohne den einsamen Zeichner gewahr zu werden, war sie dicht bis an ihn herangeschritten, immer die kreisenden Möwen im Auge . . . und wie sie dann plötzlich den völlig in seine Beschäftigung Vertieften wahrnahm, blieb sie unwillkürlich stehen und warf einen flüchtigen Blick auf die Zeichnung. Aber da wandelte sich auch schon der gleichmütige Ausdruck ihres feinen Gesichtes zu lebhaftem Interesse; ihr bereits wieder zum Weitergehen erhobener gewesener Fuß ruhte auf der Stelle, und mit angehaltenem Atem verfolgte sie das flott voranschreitende Werk des Künstlers. Wie sich dies Strich um Strich immer lebensvoller gestaltete, klatschte sie plötzlich selbstvergessen in hellem Entzücken in die Hände. Dann freilich, bei des Ueberraschens jäher Kopfwendung, stand sie blutübergossen in großer Verlegenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Sie hatten sich schon seit Jahr und Tag nicht mehr begrüßt, die beiden Nachbarn, die dicht nebeneinander nahe dem Marktplatz der kleinen ostpreussischen Stadt wohnten. Früher waren sie gute Freunde gewesen, der Friseur und der Photograph, hatten oft beim Bier zusammengeessen, an diesem und jenem Stammtisch. Dann hatten sie sich verheiratet, na, und wie es so geht, die Frauen vertrugen sich nicht recht, dadurch waren auch die Männer auseinander gekommen.

Der Krieg brach aus, und mit ihm in den Grenzgebieten die Russenfurcht. Dörfer, Ortschaften, Flecken, Städte wurden leer, alles flüchtete nach rückwärts gelegenen, Sicherheit verheißenden Teilen der bedrohten Provinz. Auch die Mehrzahl der Bevölkerung unseres nahe der Romintener Heide und damit unweit des Jarenreiches gelegenen Städtchens machte sich auf die Beine; zu den wenigen, die blieben, gehörten der Friseur und der Photograph, die ihre Frauen fortgeschickt hatten.

Eines Tages verließen dann auch die preussischen Truppen die Stadt, sie hätten der von unseren Fliegern erkundeten, durch die Waldungen vordringenden Uebermacht doch nicht standhalten können und wären vergeblich geopfert worden. Der sonst so lebhaft Marktplatz war im Umsehen verödet, die Geschäfte geschlossen, die Haustüren verrammelt, kein Lebewesen hinter den Fenstern und auf den Straßen zu sehen.

Der Friseur trat vor seinen Laden, er sah, wie sein Nachbar, der Photograph, beschäftigt war, aus dem Schaufenster alle Soldatenbilder zu entfernen. „Nur Erinnerung an meine Dienstzeit im Masurischen Regiment Nr. . . .“ stand über oder unter jeder der Photographien. Unwillkürlich, als ob er fühlte, daß er beobachtet würde, drehte sich der Geschäftige um, ein etwas verlegenes Lächeln huschte über sein Gesicht, es fand auf dem des Friseurs einen Widerschein. Jeder machte einen Schritt vorwärts, jeder streckte die rechte Hand aus: „Wir wollen wieder die Alten sein, Willy!“

„Ja, Karl, das wollen wir, in dieser ersten Zeit!“

Und der Friseur half dem Freunde, der an Stelle der braven Rekruten und ihrer Kameraden verschiedene harmlose Waldaufnahmen befestigte, in deren Mitte einige Postkarten prangten, welche die Ankunft der russischen Kaiserfamilie in Konstanza und ihre Begrüßung durch die Mitglieder des rumänischen Königshauses in photographischer Wiedergabe schilderten. Der Photograph hatte sie vor zwei Monaten von seinem in Bukarest lebenden Bruder erhalten.

„Das ist eine famose Idee, Willy,“ sagte Karl, „die bringt mich auch auf was. Der Nathan Feintuch hat mir kürzlich, als er aus Filopowo zurückkehrte, so'n russischen Krimskrams aufgeschwatzt, den er natürlich durchgepaßt hat. War', der kommt mir jetzt zustatten.“

Und eine Viertelstunde später standen auffällig im Schaufenster des Friseurs, aus dem alle deutschen Waren entfernt waren, allerhand hübsche, bunte Büchsen, Flaschen, Bapp- und Blechschächtelchen; sie trugen Stempelmarken mit dem Denkmal Peters des Großen auf dem nach ihm benannten Platz in der russischen Hauptstadt, sodann russische und französische Bezeichnungen, alle mit dem Zusatz: „Laboratoire Chimique de St. Petersbourg.“

Am Nachmittag waren die Russen gekommen. Erst einige Kosakenpatrouillen, dann ein ganzer Schwarm von ihnen mit klaffenden Kriegshunden, darauf Infanterie und Kavallerie, während die Artillerie Stellungen außerhalb der Stadt bezog. Den Kosaken, von deren eigentümlichen, oft todbringenden Scherzen die Freunde schon gehört, hatten sie sich nicht gezeigt, als aber in langen Bügen Linientruppen vorbeimarschierten, da hatten sie sich vor die Tür gestellt, der Friseur grüßend und auf sein Schild zeigend. Kurz danach schon kamen die ersten Kunden, ihnen folgten weitere, dann Duzende; viele der Polen und Finnländer sprachen deutsch, von einem derselben ließ sich der Friseur ein großes Schild mit russischer Aufschrift seines Namens wie Berufes, sowie der Preise für Rasieren und Haarschneiden schreiben, ein zweites für den Photographen: „Das halbe Duzend Postkarten mit Bild einen halben Rubel.“

Bei beiden Freunden ging das Geschäft glänzend. Sie arbeiteten sich in die Hände, wiesen sich die Kunden zu. Der Friseur bemerkte, daß doch so ein Bild zur Erinnerung sehr hübsch wäre, man könnte es nach Haus schicken, sein Nachbar mache es gut, billig, schnell, und er wies mit grobkartiger Handbewegung auf die am Spiegel stehenden russischen Sol-

datenphotographien. Der Photograph machte es ähnlich; er bemerkte, daß sich seine Kunden — vor allem, wenn sie warten mußten — doch erst rasieren und das Haar stutzen lassen möchten, gleich nebenan, gut, billig, schnell!

Es gab Abende, an denen jeder der Freunde hundert Mark und mehr eingenommen hatte. Die Soldaten bezahlten fast durchgängig, die Offiziere vergaßen es häufig. Das ging so drei Wochen hindurch. Im allgemeinen hielten die Russen gute Manneszucht — sie glaubten, sie könnten hier ständig bleiben. Freilich waren viele der verlassenen Häuser geplündert worden, auch einzelne Läden, deren Schaufenster und Türen man zerbrochen hatte. In einem der Häuser dicht am Marktplatz hatte man einige preussische Gewehre wie Munition gefunden, das genügte, um das Gebäude in Brand zu stecken, wodurch drei Nebenhäuser eingäschert wurden.

Dann bemächtigte sich plötzlich der russischen Garnison eine auffällige Unruhe, Hörner bliesen, Trommeln ratterten, Befehle erschollen, im Laufschrift eilte die Infanterie durch die Straßen. Schon am Abend vorher hatte man fernen Geschützdonner gehört, er erdröhte jetzt ganz nah, Gewehrkalben mischten sich ein. Und wenige Stunden später hasteten fliehende russische Truppenmassen durch die Stadt.

Da räumte der Photograph seinen Kasten mit den Bildern der Jarenfamilie und den russischen Soldatenphotographien schleunigst wieder aus und entfernte die russische Aufschrift; die „Erinnerungen an die Dienstzeit im Masurischen Infanterie-Regiment Nr. . . .“ nahmen wieder ihren alten Platz ein. Auch beim Friseur verschwand das russische Schild, die Erzeugnisse des „Laboratoire Chimique de St. Petersbourg“ waren verkauft und viele deutsche dazu.

Am nächsten Morgen stand die Stadt wieder unter preussischer Herrschaft. Friseur und Photograph machten auch fernerhin die gleich guten Geschäfte, unterstützten sich auch fernerhin gegenseitig, konnten abends ein erlesenes Sümcken beiseite legen. Die Zeit ward ihnen nicht lang, wußten doch die Soldaten viel zu erzählen von den blutigen Zusammenstößen mit den Russen auf deutschem Boden. Auch an scherzhaften Zwischenpielen fehlte es nicht. Einmal hatten ein paar Landwehrmänner zum Friseur einen Gefangenen mitgebracht, den sie in der nahen Kaserne abliefern sollten. Es war ein Tatar, ein schwächliches Kerlchen mit Schlitzaugen, vorstehenden Backenknochen, gelber Lederhaut. Er schien stumm zu sein, hatte bisher nicht mud und mad gesagt. Als aber der Friseur sein blinkendes Rasiermesser schiff, da riß der Mongole die Augenlein weit auf; das sah unser Figaro im Spiegel und wandte sich plötzlich mit seinem Messer zum Gefangenen. Der brüllte da, als ob er am Spieße geröstet werde. „Sör', wie der Kerl quiefen kann,“ sagte einer der Soldaten, „wie'n ganzer Stall!“

„Mit dem Bruder müßt ihr euch photographieren lassen, das ist doch eine feine Erinnerung,“ sagte der Friseur, „hier gleich nebenan, gut, schnell, billig!“

Der Vorschlag fand allgemeine Zustimmung. Man zog mit dem Tatar zum Photographen, der eine „prächtige“ Gruppe stellte, den Gefangenen in der Mitte. Dessen Schlitzaugen waren wieder ganz groß geworden, er verfolgte gespannt alles, was vorging. Als nun aber der Lichtbildner den Apparat richtete und unter das schwarze Tuch froch, da zitterte der Tatar an allen Gliedern, fiel nieder und flehte, ihm das Leben zu lassen. Die Landwehrmänner lachten Tränen, es dauerte lange, bis die „prächtige“ Gruppe zustande kam.

Zwei Wochen waren vergangen, viele der Einwohner waren zurückgekehrt. Nach einem reichbeschäftigten Tage kam der Friseur zum Photographen. „Du, Willy, meine Frau hat heut geschrieben; sie fragt, ob sie heimkommen soll.“

„Ja, Karl, meine Frau hat auch geschrieben, fragt dasselbe.“

„Was antworten wir, Willy?“

„Du, ich glaub', es ist für die Frauen noch unsicher,“ und ein spitzbübisches Lächeln huschte über sein Gesicht. Das flackerte auch auf jenem des Photographen auf: „Ja, ganz meine Ansicht, Karl!“

Und sie saßen sich unter und schlenderten zum neueröffneten Stammtisch im „Kaiserhof“, an dem sie einige Kunden ostpreussischen Maltrankes — so einen dampfenden festen — am besten gaben.



Hoher Seegang bei Yport (Normandie). Nach dem Gemälde von Theodor Weber.

„Sind Sie heute ausnahmsweise einmal in Seeburg gewesen?“ fragte Lipinsky sein Gegenüber.

Brittwitz wurde rot. Eigentlich hatte er, ebenso wie Leinsdorf, noch ein richtiges Kindergeſicht.

„Da gibt es doch gar nichts rot zu werden,“ fuhr Lipinsky fort. Er hänselte die beiden Eitliche zu gern. „Jung gestreift, hat niemand gereut, heißt es ja im Liede —“

„Im Sprichwort.“

„Auch schön. Nun, im übrigen ist ja Puttchen Hartmann schon ganz hübsch ausgewachsen. Eingefegnet ist sie wohl auch schon?“

„Erlauben Sie mal! Elisabeth Hartmann ist siebzehn und ein halb — ausgerechnet.“

„Wie hübsch Sie das wissen!“

„Und dabei ist sie, finde ich,“ nahm Leinsdorf für den Intimus das Wort, „auch ganz schick und sicher im Benehmen.“

„Gewiß, genau so wie die niedliche Krabbe, die Susanne Nöbling. Ich habe sie ja auf dem Gartenfest bewundert. Sie machten sich auch sehr nett, bester Leinsdorf, wie Sie mit Ihrem Bündel Liebesheute anrückten. Goffentlich laden Sie mich beide zu Ihrer Hochzeit ein. Eine Doppelhochzeit denke ich mir pyramidal. Da ist man sicher vorzüglich.“

Oberleutnant Deef blickte von seiner Zeitung auf. Während er nach der Uhr sah, sagte er: „Lassen Sie doch der Jugend ihre Freude. Vielleicht zerstören Sie den beiden das Programm.“

„Sie verstehen wohl im Menschenherzen zu lesen?“

Da kam die Ordonnanz und meldete: „Herr Oberleutnant möchte aus Telephon kommen.“

Christian Deef stand hastig auf. „Adieu, meine Herren!“ sagte er. Sie hörten, wie er sporenklingend durch die Bibliothek nach dem Telephonzimmer eilte.

„Hat der es aber eilig!“

„Mit dem geht etwas vor. Haben Sie nicht bemerkt, wie nervös er bei Tische saß? Und dabei hat er kein Wort geredet, bis eben jetzt. Er war ja ordentlich aufgereggt.“

„Und wohin will er jetzt in aller Welt? Hat er nicht schon Adieu gesagt?“

„Das kennt man ja gar nicht an ihm!“

„Gestatten Herr Leutnant — soviel ich gehört habe —“ erlaubte Fahrenjunker Büllmann sich zu seinem Eskadronsoffizier Brittwitz zu sagen — „handelte es sich um ein neues Pferd, das sich Herr Oberleutnant kaufen will.“

„Sm. Deef geht ja nach Potsdam.“

„Uebermorgen. Abends pflegt man aber in der Regel keine Pferde zu kaufen.“

Als die beiden Jüngsten später den Heimweg nach ihrer gemeinschaftlichen Wohnung am Markte antraten und an der Villa des Kommandeurs vorbeikamen, hörten sie helle Stimmen im Garten.

„Nanu? Ist denn hier 'ne Fete?“

„Das scheint beinahe so. Es sind Gäste da. Es ist ja alles erleuchtet.“

„Ich habe keine Ahnung. Die Seeburger sind's aber auf keinen Fall, so viel weiß ich genau.“

„Wir könnten ja den Posten fragen, Gusti —“

„Auf keinen Fall. Das ist indiskret. Und indiskret zu sein, das entspricht nicht den Gepflogenheiten der Vierten Schlesischen Nummer sieben.“

Am nächsten Morgen wußte es das Regiment.

„Großartige Neuigkeit — noch gar nicht dagewesen!“

„Und wie geheimnisvoll der gute Deef das gemacht hat!“

„Jungfrauenliebe!“ sagte Graf Troß. „Wahrlich, ich sage Euch: Auch Weisheit kann unweise sein.“

„Warum?“

„Nun, Christian, der schwarze Reiter, kann sich diesen Luxus vielleicht leisten. Außer ihrer Länge, ihren zweiundzwanzig Jahren, einem lächelnden Angesicht mit schwarzen Flechten und einigen Sonaten von Mozart und Beethoven bringt sie nicht viel in die Ehe.“

„Hat ja Deef auch nicht nötig,“ meinte Pleßberg.

„Na, der Himmel soll mich behüten,“ rief Goh von Reichenhausen. Er fuhr mit Brandenburg, Troß und Pleßberg zum Concours. Der alte Graf Troß kutscherte den Viererzug selbst. Ganz Breslau war auf den Beinen. Lipinsky hatte, als er mit tags von Neuburg kam, die Nachricht „brühwarm“ mitgebracht.

Das wolkenlose Wetter lachte dem Concours hippique. Ein pastellblauer Himmel wölbte sich über der schlesischen Hauptstadt.

Wagen an Wagen, Autocars, Equipagen, Dogcarts wogten in unabsehbarer Zahl, Queue bildend, die breiten Straßen zur Pferdeausstellung, die, wie alljährlich dem Concours vorausging, dahin. Supersignale und Peitschenknallen vibrierten durch die Luft. Schnell ausgreifende Traber, kleine flink trippelnde Ungarn, stattliche Viererzüge ohne Zahl — alle strebten dem gleichen Ziele entgegen.

Und daneben schwere Omnibusse, die bis auf den letzten Platz vollgepfropft, besetzte, unermüdlich klingelnde Straßenbahnwagen, eine Legion dahinwogender Fußgänger im Sommerstaat, ein Heer von Droschken und Kremjern.

Und die Reiter ließen ihre Pferde ausgreifen, daß es eine Lust war. Eine allgemeine Erregung schien sich selbst der harmlosesten Pferde und Pferdchen bemächtigt zu haben inmitten dieser tollen Jagd auf der breiten Chaussee.

Fedor Goh von Reichenhausen blickte mit Befriedigung auf das bunte Bild. Heute war es sein eigentliches Element, dieses Getriebe der Großstadt, das phantasievolle Romanziers so gern mit dem wogenden Meere zu vergleichen lieben. Das war symbolisch für sein Leben, wie er es lebte, wie er da im flinken Viererzug des alten Grafen Troß dahinfuhr. Das war die Lustjacht, die mit stolz geschwellten Segeln dahinglitt, von den Wellen leicht gehoben und getragen, die schwerbeladenen Lastschiffe und die mühseligen Fischerbarken in raschem Fluge überholend. Jahrelang fuhr er nun so dahin, in prunkender Lustjacht den Ocean kreuzend, deren Häfen das Vergnügen und der Luxus waren.

Man kam von einem außerlesen guten Frühstück. Auch gestern abend war es heiß in Breslau hergegangen. Er war wieder der Dandy im tabellos sitzenden Frack gewesen, der glückliche Gewinner am Tisch, wo Karten gegeben wurden, der Vibeur mit dem ungeschriebenen, aber in allem Umfang beanspruchten „Recht auf Sekt“.

Die Offiziere waren in der Minorität gewesen. Ein großer Teil von ihnen hätte ja auch gar nicht mittun können bei den enormen Summen, um die es sich gestern in dem Klub gehandelt hatte, in dem Fedor gewesen war. Dem Namen nach diente dieser Klub rein sportlichen Interessen und seine Listen wiesen die allerbesten Namen auf. Aber auch die Industrie war reichlich vertreten. Bei Licht besehen war mit diesem Klub, der neueren Datums war, dem Glück ein Tempel errichtet worden. In diesem Hause, das ein Palast der reichen Spielergesellschaft geworden war, waren alle die Erfindungen vereint, die der moderne, elegante Vibeur zur Aufrechterhaltung seiner Kräfte braucht, alle die Reizmittel geboten, die die ermüdeten und erschöpften Nerven neu beleben sollen.

Dieses Haus, wichtig zur Erkenntnis für das Leben unserer Zeit, stimmte Fedor nicht zur Nachdenklichkeit und betrachtenden Ueberlegung. Er hatte ja gewonnen! Zwar nicht viel, aber immerhin gewonnen! Weiter brauchte der „Lebenskünstler“ nichts.

Aufgeräumter denn sonst sah er mit den Kameraden auf dem hochraderigen Wagen.

Alle Plätze und Wege der Reitbahn waren besetzt, die Tribünen überfüllt. Zwei vollzählige Musikkapellen ließen ihre schmetternden Weisen erklingen.

Die Damen in den Logen waren fast alle in Weiß mit großen modischen Putungeheuern und kostspieligen Pleureusen. Die Herren vom Zivil in Gehrock und Zylinder. Aber der ganze Platz wimmelte von Uniformen; alle Waffengattungen waren vertreten. Man lebte nicht umsonst in der farbenfrohen Zeit Böcklins! Da gab es dottergelbe und zitronengelbe Tragen, ponceaurote und blaue, weiße und grüne, und dazwischen die purpurnen der Neuburger Dragoner. Das ganze Schlesien schien seine Offiziere zu der großen Reiterprüfung und Pferdeschau entsandt zu haben.

Mit einer Reitpferdqualitätsprüfung begann der Concours. Gleich beim ersten Aufsitzen sah man zwei Neuburger im Sattel.

Ein Leibkürassier stand neben Fedor.

„Wer ist denn das dort? Den Menschen habe ich noch nie gesehen?“

„Was, Troß?“

„Ne, nicht Troß — ich werde doch Dettel Troß kennen!“
Der andere —

„Ach der! — Wissen Sie nicht, Dedow, daß wir eine neue „Akquisition“ im Regiment haben? Ich hatte den Menschen gar nicht gesehen. Aber er ist es wirklich. Das ist unser Herr Müllers — M—ü— doppelt! — Müllers.“

„Sm. War zur Dienstleistung kommandiert, nicht wahr?“

„Ja. Vorgestern hat er aber die Uniform bekommen. Solche Leute haben wir jetzt mehrere, seit the honorable colonel Dürr die vierten Schleier führt.“

„Konnten Sie denn nicht opponieren?“

„Nichts zu machen. Ich habe mir die Lunge aus dem Reibe geredet. Aber was hilft's?“

„Der Mann reitet übrigens nicht schlecht —“

„Na — ja!“

„Nein, bittel! Der reitet ja sogar erster Klasse! Sehen Sie bloß diesen Sitz, Gohl! Wie heißt denn das Pferd?“

„Ich glaube „Spektator“ —“

Auch die anderen Offiziere wurden aufmerksam. In der Nähe standen eine ganze Anzahl Offiziere von Müllers altem Regiment. „Müllers reitet ja einzig!“

„Ja — moß!“

Als das Vorreiten zu Ende war, gratulierte man Bernhard Müllers von allen Seiten. Sein „Spektator“ hatte den ersten Preis für Leichtgewichte davongetragen. Die Kameraden des alten Regiments umringten Müllers, um ihm die Hand zu schütteln. Dann folgten auch die neuen Regimentskameraden.

Graf Troß brachte seinen Vater und stellte Müllers vor.

„Ich habe kein Auge von Ihnen gewendet,“ sagte der alte Graf, ihm die Hand hinstreckend. „Meine Anerkennung.“

Bernhard bedankte sich.

„Hoffentlich sehen wir uns noch. Gaben Sie nach der Springkonkurrenz — ich lese Ihren Namen da eben im Programm — noch etwas Wichtiges vor?“

„Nein, Herr Graf.“

„Dann bitte ich Sie, mit mir zu essen. Ein Regimentskamerad meines Sohnes ist mir immer ein lieber Gast. Wollen Sie?“

„Tausend Dank, Herr Graf!“

„Schön. Dann bleibt Ihnen weiter nichts übrig, als nach Schluß der Vorführungen mit uns zur Stadt zu fahren. Sonst auf Wiedersehen im Monopol. Und strengen Sie sich nicht zu sehr an beim Gurdenspringen.“

Als Oberleutnant Müllers auch in der leichten Springkonkurrenz, wo die favorisierte Stute „Sageffe“ und die gleichfalls als ein todssicherer Springer geltende „Fair king“ mit starteten, die beste Pointzahl aufzuweisen hatte und sein „Rögnisleutnant“ den ersten Preis errang, da gab es eine kleine Sensation, eine Aufregung unter den Herren wie den Damen. Ueberall sprach man offen seine Anerkennung aus. Unter seinen Regimentskameraden aber erfreute Müllers sich von dieser Stunde an sichtbarer Sympathieen, die nur von ganz vereinzelten nicht geteilt wurden. Brandenburg und Gohl von Reichenhausen fanden noch immer den sich von nun an täglich intimer gestaltenden Verkehr zwischen den Leutnants des Regiments, das Jahrzehnte als das standesstolzeste der Gegend gegolten hatte, und zwischen Bernhard Müllers für deplaciert. Gohl von Reichenhausen blieb ihm entfremdet. Er, der es am meisten nötig gehabt hätte, trug am wenigsten zu der günstigen Meinung bei, die für Müllers Platz griff.

Die anderen aber sahen von jetzt ab in ihm den Ihrigen. Das Eis war geschmolzen.

Fedor hatte die Einladung des Grafen Troß abgelehnt und irgend eine Entschuldigung vorgebracht. Er aß mit Dedow und einigen Breslauer Bekannten in einem anderen Weinrestaurant. Abends wollte er nochmals im Klub sein Glück versuchen. Man mußte dem Glücke die Hand bieten, die günstige Konjunktur benutzen. Wie alle großen Spieler war er abergläubisch. Er schob die Erfolge der letzten Zeit auf seine Trennung von Gilda. Der Zufall hatte es tatsächlich gefügt, daß er von dem Tage an, als Gilda nach Heiligendamm abreiste, stets eine glückliche Hand gehabt hatte.

„Ihrem Vetter soll es nicht gut gehen?“ fragte Baron von Dedow. „Man sprach in unserem Regiment davon.“

„So schlimm ist es nicht. Und dann,“ sagte Fedor, „hat sich der gute Mann das selber zuzuschreiben. Er hat eine gehörige Nervenreizung — weiter nichts. Er ist ja ein greulicher Rommiffar. Für diesen Vetter existierte nichts als der Dienst und nochmals der Dienst und abermals der Dienst —“

„Und hat dabei diese reizende Frau! Sie war vorigen Winter hier. Eine geborene Komtesse Demmin-Bolmirstadt, wenn ich nicht irre?“

„So ist es.“

„Eine überaus schöne Frau. Und dabei begütert. Ich habe ihren Bruder kennen gelernt. In Wiesbaden. Graf Demmin kommt hierher zur Regierung.“

„Der hat gut lachen; denn wissen Sie, mit der Mitgift meiner Kusine Gilda ist es nicht weit her. Die alte Gräfin ist ein Drachen. Enfant gaté ist der Herr Sohn.“

Nun mußte auch noch einer der anderen Herren, ein Herr von Bornhövede, ausgerechnet von Asta Felsen anfangen! Es war, als hätten die Mächte es beschlossen, ihm heute immer Fragen zu stellen, denen er am liebsten in der Gesellschaft aus dem Wege ging. Dieser Bornhövede aber war, wie sich herausstellte, ein Vetter von Asta. „Ein ganz weitläufiger,“ setzte er hinzu. Die anderen wußten diese Einschränkung zu würdigen. Der Vater von Asta von Felsen war durch seinen Schiffbau reich geworden. Sein Adelsbrief war noch nicht ganz trocken.

„Ich höre, daß Asta von Felsen ihre Trauerzeit ziemlich kurz bemessen hat,“ sagte dieser Fedor unaussprechliche Bornhövede. „Sie soll in Seeburg Feste gefeiert haben und jetzt in einem Modebad sein. Meine Familie ist ganz außer sich darüber.“

„Dann kann ich Ihnen nur angelegentlichst raten, trösten Sie Ihre Familienmitglieder! Als ich anlässlich einer kleinen Einladung in Seeburg Frau von Felsen vorgestellt zu werden den Vorzug hatte, war sie in tiefer Trauer. Und daran, daß sie jetzt nach den vielen schweren und trüben Stunden, die sie durchgemacht hat, in einem bescheidenen Seebad Erholung sucht, ist meines Erachtens auch von den besten Verwandten nichts auszusetzen. Aber freilich — die lieben Verwandten! Ich danke meinem Schöpfer, daß ich in dieser Hinsicht ziemlich isoliert dastehe.“

Man schwieg. Der Kellner reichte Zigarren herum. Als die Herren sich mit den Riesenzigarren bewaffnet hatten und ein zweiter Kellner Kognak brachte, lenkte sich die Unterhaltung schnell auf andere Gebiete.

13.

Pauline und Irene Dürr hatten den Vater bis an die Haustür begleitet.

„Was das Mädel für Augen gekriegt hat!“ sagte sich der Oberst. Er winkte seinen Töchtern einen Abschiedsgruß zu, als er fortritt.

Und die Mädchen sahen ihm, am Gartenzaun stehend, nach. Ja, Paulinens Augen leuchteten. Ihr Blick schien zu fragen, ob das Herz weit genug sei, all das Glück zu fassen, welches aus jedem Winkel der herrlichen Welt auf die Menschen ausströmte. „Weißt Du, um was ich Dich am meisten beneide?“ fragte Irene.

„Nun — natürlich! Um Christian!“

„Nein. Darum, daß Du in unserm schönen Regiment bleibst.“

„Das ist doch ein Vergnügen, das ich mit Dir teile.“

„Ja — jetzt! Aber Papa hat ja selbst gesagt, daß er nach menschlicher Voraussicht nach dem Kaisermanöver eine Brigade bekommen kann oder wenigstens die Führung. Und da in Neuburg bekanntlich keine Brigade liegt, wird es Dir, aber nicht mir vorbehalten sein, in diesem schönen Regiment zu bleiben.“

„Daran habe ich noch gar nicht gedacht. Ich komme gar nicht mehr dazu, über irgend etwas nachzudenken —“

„Vor lauter Glückseligkeit und so! Ich weiß schon. Ach ja, Paula, Du mußt auch glücklich sein. Aber eines verzeihe ich Dir nie, daß Du mir damals, als Du es doch schon ahntest und wußtest, wie es kommen würde, auch nicht die leiseste Andeutung gemacht hast.“ — „Irene —“

„Nein, nie, nie verzeihe ich Dir das.“

„Hättest Du mir denn solch ein Geheimnis anvertraut? Sagst Du mir denn, wer Dir am besten gefällt hier in Neuburg, das Du auf einmal so liebst, während es Dir früher gar nicht hier gefallen wollte?“

„Das ist etwas ganz anderes. Erstens habe ich keine Geheimnisse. Ganz und gar keine. Und zweitens gefällt mir hier niemand. Sie sind alle nett, famos, liebenswürdig. Wie man das als Tochter eines strengen Kommandeurs beanspruchen darf. Viel zu nett vielleicht, denn das verwöhnt natürlich sehr, und in Wahrheit sind sie vielleicht ganz anders. Aber besonders, Paula — besonders gefällt mir keiner von ihnen allen. Ich meine so gefallen, wie Dir Dein Christian Deef gefällt und immer gefallen hat. Und eingebildet — auf ihre alten Namen — sind sie doch auch fast alle! Weißt Du noch, wie wir uns gegrault haben, als es hieß, Papa bekäme die vierten Schleier Nummer sieben?“

((Fortsetzung folgt.))

Allerlei Kurzweil

1. Begierbild.



Baulchen, wo ist denn Mama?

2. Zahlenrätsel.

- | | |
|-------------------|--|
| 1 2 3 4 5 6 7 8 9 | Person aus dem Nibelungenlied. |
| 2 5 9 6 4 1 8 4 8 | ehemalige Vereinigung deutscher Staaten. |
| 8 4 2 3 5 9 | Teil der Taisenuhr. |
| 4 9 2 9 6 8 9 4 | Wesen der griechischen Myth. |
| 5 9 1 2 6 8 9 4 | Inseln bei Großbritannien. |
| 6 4 8 6 9 4 | Land in Asien. |
| 7 6 4 8 4 9 2 | deutscher Dichter. |
| 8 3 4 9 8 4 6 | Stadt auf Neu-Seeland. |
| 9 2 8 1 9 9 2 9 | Wald- und Gartenfrucht. |

Die Anfangsbuchstaben ergeben das Wort der ersten Bezeichnung.

3. Zifferblatt-Rätsel.

Wenn man die Ziffern auf dem Zifferblatt einer Uhr durch gewisse Buchstaben ersetzt, so ist 1 2 3 einer der 12 israelitischen Stämme, 2 3 4 5 ein alttestamentlicher männlicher Name, 4 5 6 7 ein Gott der Römer, 6 7 8 9 eine algerische Stadt, 9 10 11 12 ein römischer König, 12 1 2 ein orientalisches Titel.

4. Buchstabenrätsel.

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß in den wagerechten Reihen bekannte Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1. eine Stadt an der Donau, 2. ein Fluß in England, 3. eine durch die süßne Kreuzfahrt der „Eiden Nr. 2“ bekannt gewordene Stadt auf Sumatra, 4. ein berühmter englischer Physiker und Mathematiker, 5. eine Insel im Bodensee. — An Stelle der festgedruckten Buchstaben erscheint nach richtiger Lösung der Name einer vom Kap der guten Hoffnung stammenden Pflanzpflanze.

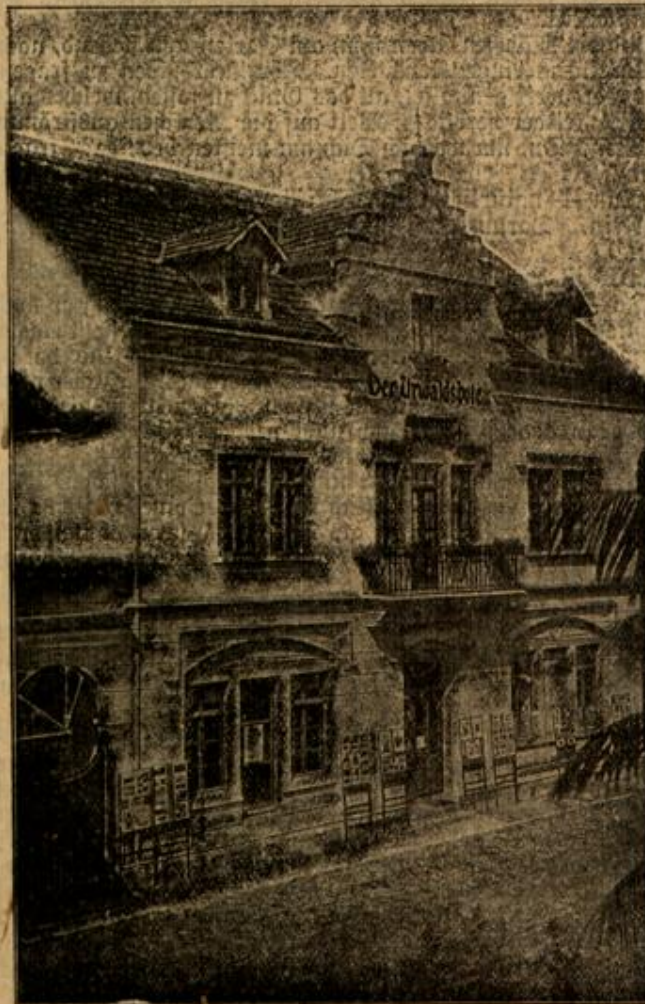
a	a	a	a	a	a
d	e	e	e	g	g
i	l	m	n	n	n
n	a	o	p	r	s
t	t	u	v	w	z

5. Silbenrätsel.

an bri de di die ei en er en ex eh hel
lac lau ne nim now phro ra re rich ro
rod stob sy tar vail val ve um

Aus obigen 30 Silben sind elf Wörter zu bilden, deren Anlaute den Titel von einem Drama nennen und deren Endlaute den Namen des Verfassers dieser Dichtung ergeben. Es bedeutet: 1. einen Wundungsarm eines deutschen Flusses, 2. einen Sonntag zwischen Ostern und Pfingsten, 3. eine Hafenstadt in Rußland, 4. berühmter Jäger, 5. eine der Chariten, 6. eine Landschaft in Italien, 7. eine Verzierungsform der griechischen Baukunst, 8. ein Flächenmaß, 9. eine Stadt in Ostpreußen, 10. den Mörder eines Königs von Frankreich, 11. einen König der Westgoten.

„Wundungsarm“ — das ist der Name des Flusses, der in der Dichtung vorkommt. „Sonntag zwischen Ostern und Pfingsten“ — das ist der Name des Tages, an dem die Dichtung geschrieben wurde. „Hafenstadt in Rußland“ — das ist der Name der Stadt, in der die Dichtung geschrieben wurde. „Berühmter Jäger“ — das ist der Name des Jägers, der die Dichtung geschrieben wurde. „Eine der Chariten“ — das ist der Name der Chariten, die die Dichtung geschrieben wurde. „Eine Landschaft in Italien“ — das ist der Name der Landschaft, in der die Dichtung geschrieben wurde. „Eine Verzierungsform der griechischen Baukunst“ — das ist der Name der Verzierungsform, die die Dichtung geschrieben wurde. „Ein Flächenmaß“ — das ist der Name des Flächenmaßes, das die Dichtung geschrieben wurde. „Eine Stadt in Ostpreußen“ — das ist der Name der Stadt, in der die Dichtung geschrieben wurde. „Den Mörder eines Königs von Frankreich“ — das ist der Name des Mörders, der die Dichtung geschrieben wurde. „Einen König der Westgoten“ — das ist der Name des Königs, der die Dichtung geschrieben wurde.



Ein Vorposten des Deutschtums in Brasilien.

Das Kriegsausstellungsgebäude des „Urwaldsboten“ in Blumenau.

Auch in der deutschen Kolonie Blumenau im südbrasilianischen Staate Santa Catharina kämpfen die Auslandsdeutschen einen energischen Kampf gegen den Lügen- und Verleumdungsfeldzug unserer Feinde. Der „Urwaldsbote“, das Hauptorgan der 30 000 Deutschen in Blumenau, hat zu diesem Zweck eine Nachrichten- und Bilderausstellung vom europäischen Kriegsschauplatz veranstaltet, um dauernd über die deutschen Erfolge und über deutsches Wesen aufzuklären. — Das Kreuz von Saarburg.

Das an der Bühlerstraße bei Saarburg in Lothringen stehende Kreuz wurde in der Schlacht am 20. August 1914 durch Granaten vollständig zerstört; dagegen blieb die Statue des Erlösers unbeschädigt.



Das Kreuz von Saarburg.